

Brochlos, Astrid: 漢文の基礎 [*Kanbun no kiso*] = *Kanbun: Grundlagen der klassischen sino-japanischen Schriftsprache*. Asien- und Afrika-Studien der Humboldt-Universität zu Berlin, 16. Wiesbaden: Harrassowitz, 2004, 160 S., 49,00 €

Besprochen von Klaus Gottheiner

Als der japanische Mönch Ennin, nach gefahrvoller Überfahrt, am 2. Tag des 7. Monats des Jahres Jōwa 5 (838) im Mündungsgebiet des Yangtzu erstmals chinesischen Boden betrat, traf er dort auf den zuständigen lokalen Verwaltungsbeamten. Keiner beherrschte die gesprochene Sprache des anderen, doch sobald sich die beiden Männer niedergesetzt und ihre Pinsel gezückt hatten, bereitete die Verständigung keinerlei Schwierigkeiten. Was uns hier begegnet – die von Ennin in seinem Tagebuch häufig erwähnte Praxis des „Pinselgesprächs“ (*hitsudan*) – möchte man fast zu den „Urszenen“ der interkulturellen Kommunikation innerhalb des ostasiatischen Kulturraums zählen. Doch der Einsatz des Chinesischen als einer Art leibnizschen Universalschrift, die diese Verständigung ermöglicht hatte, geschah bekanntlich vor dem Hintergrund eines heroischen – und erstaunlich erfolgreichen – Ringens der japanischen Kultur mit einem Schriftsystem, dem eine von der eigenen Sprache gänzlich verschiedene grammatische und syntaktische Struktur zugrundelag. Zu den Punkten, an denen die Bruchstellen im Prozeß der Kulturübernahme, aber auch die Anstrengungen, sie zu überwinden, besonders deutlich zutage treten, gehört der Gegenstand des vorliegenden Buches: das *kanbun kundoku* genannte Verfahren, chinesische Texte gleichsam simultan in plausibles Japanisch umzuformen.

Während die Methode dieser Transformation leicht faßbar wird anhand eines ingeniosen Systems aus Umstellungszeichen und grammatischen Ergänzungen, das es dem Adepten ermöglicht, die japanische Version gleichsam „vom Blatt“ zu lesen wie aus einem mit Annotationen für das volle Orchester ausgezeichneten Generalabaß, ist ihr Ergebnis schwieriger zu benennen: Formal gesehen eine Variante des klassischen Japanisch, stilistisch manchmal an das krude Ausbuchstabieren grammatischer Besonderheiten („das Buch ist mir ein zu lesendes“) in Verdeutschungshilfen für Lateinschüler erinnernd, sollte es jedenfalls nicht, wie häufig geschehen, mit einer „Übersetzung“ aus dem Chinesischen ins Japanische gleichgesetzt werden – das hieße nämlich die Tatsache verkennen, daß das Hauptproblem beim Verständnis des klassischen Chinesisch, das der Semantik,

hier fast gar nicht berührt wird. Seine Leistung liegt vielmehr in der Festlegung der Wortarten und grammatischen Bezüge bei möglichst kompletter Beibehaltung der originalen Schriftzeichen; es ist mithin weitgehend die Auffüllung eines chinesischen Gerüsts mit japanischer Grammatik. Charakteristischerweise werden klassische chinesische Texte in modernen japanischen Ausgaben nach wie vor nicht im eigentlichen Sinne übersetzt, sondern in der Regel in dreifacher Version präsentiert: im mit *kundoku*-Lesehilfen versehenen Original, in *kakikudashibun* (also der *kundoku*-Umformung des Kanbun) und schließlich in einer sehr freien, kommentierenden Paraphrase.

Jedoch verbindet sich mit dem Begriff „Kanbun“ nicht nur die Aneignung des chinesischen Schrifttums, sondern auch die ungemein fruchtbare Produktion chinesischer Texte durch japanische Autoren – in allen Stillagen (bis hin zum stark japanisierenden *hentai kanbun*) und in allen Gattungen, von der Verwaltungsakte bis zum Regelgedicht: mehr als tausend Jahre lang schufen so japanische Dichter formvollendete *kanshi*, komplett mit Reim, Metrum und korrekter Verteilung der Tonhöhen; Eigenschaften, die sie, wie taubgeborene Komponisten, nie zu hören vermochten. Zu ihnen gehörten noch Sōseki und Ōgai, denn interessanterweise kulminierte diese Entwicklung ausgerechnet in der Meiji-Zeit, als Japan sich die moderne Welt mit dem sprachlichen Werkzeugkasten des Chinesischen erschloß, neue Begriffe aus Wirtschaft, Technik und Politik aus dem Vokabular der Klassiker bildete und Ōgai zwar seine in „Auerbachs Keller“ geschlossene Wette, den *Faust* in chinesischen Fünf-Wort-Versen nachzudichten, niemals einlöste, dafür aber Nakae Chōmin Rousseaus *Contrat social* selbstverständlich ins Kanbun übertrug – während sich umgekehrt das Schriftjapanische in Politik, Recht und Wissenschaft zu diesem Zeitpunkt dem *kundoku*-Stil fast völlig angeglichen hatte.

All das wäre eigentlich schon seit jeher ein Grund gewesen, neben der klassischen japanischen Schriftsprache auch dem Kanbun seinen gebührenden Raum im japanologischen Curriculum einzuräumen; dennoch hat der Kanbun-Unterricht dort lange ein Schattendasein geführt. Das mag so lange gerechtfertigt gewesen sein, als die Kombination der Studienfächer Japanologie und Sinologie eher die Regel denn die Ausnahme war und Studierende der Japanologie noch einen direkten Zugang zu chinesischen Texten hatten. Davon kann heute nicht mehr ausgegangen werden, weshalb eine zunehmende Zahl von japanologischen Instituten und Seminaren im deutschsprachigen Raum Kanbun-Kurse anbietet, während Studierende anderswo auf das Selbststudium angewiesen sind. Die Materialien, die hierfür bislang zur Verfügung standen, reichten von japanischen *kōtō-gakkō*-Schulbüchern über Jean-Noël Roberts *Lectures élémentaires en style sino-japonais (kanbun)* (Robert 1985) und *An introduction to Japanese kanbun*

von Komai und Rohlich (Komai 1988) bis hin zu Inge-Lore Kluges posthum veröffentlichtem *Kanbun: ein Lehr- und Übungsbuch*, mit dem vor sieben Jahren zum ersten Mal ein deutschsprachiges Unterrichtswerk zu diesem Thema herauskam (Kluge 1997); mittlerweile liegt von Aldo Tollini eine konzise *Introduzione al kanbun kundoku* als elektronische Publikation vor (Tollini 2000). Zu dieser Reihe in ihrem Charakter höchst unterschiedlicher Lehr- und Lernmittel ist jetzt ein neues und – das sei vorausgeschickt – ungemein brauchbares Lehrbuch der sinojapanischen Schriftsprache in Gestalt von Astrid Brochlos' *Kanbun no kiso* hinzugekommen.

Auf überschaubaren 160 Seiten breitet das Werk, das ausdrücklich sowohl als Lehrbuch für Kanbun-Einführungskurse als auch zum Selbststudium gedacht ist (S. 7), die Materie – nach einer (vielleicht einige Details etwas zu sehr vereinfachenden) historischen Einführung in die Geschichte des japanischen Schriftsystems – in vier Kapiteln oder „Lektionen“ aus, betitelt „Satzbau“, „Lesehilfen“ sowie „Hilfszeichen 1“ und „Hilfszeichen 2“. Die fundamentalen Unterschiede zwischen der chinesischen und der japanischen Syntax (knapp dargestellt in Lektion 1) machen, wie bereits erwähnt, einen komplizierten Satz von „Lesehilfen“ (Lektion 2) erforderlich, soll der Leser in die Lage versetzt werden, simultan zur Lektüre des chinesischen Textes eine japanische Version zu entwickeln. Sie gleichen die aus der Sicht des Japanischen gravierendsten Mankos der chinesischen Sprache aus: das Fehlen der grammatischen Endungen, also der Postpositionen und Verbalsuffixe, die in der japanischen Version durch *okurigana* genannte Zusätze ergänzt werden, und den stark abweichenden Satzbau, der mit Hilfe sogenannter *kaeriten* [Umkehrungszeichen] in eine japanische Ordnung gebracht werden muß. (Daß ironischerweise bei manchen Sätzen erhebliche Verrenkungen im Japanischen nötig sind, um eine solche Umformung zu erreichen, während dem westlichen Leser in solchen Fällen die originale Syntax viel leichter fiele, darf natürlich keine Rolle spielen, wo Kanbun strikt als japanische Stilform behandelt wird.) *Kaeriten* (von der Autorin aus mir nicht bekannten Gründen *ka'eriten* geschrieben) verhalten sich nahezu in der Weise arithmetischer Symbole von konzentrisch sich ausweitender Mächtigkeit, indem sie sich bald auf die unmittelbar anliegenden Zeichen beziehen (*reten*), bald die Umstellung größerer Einheiten anzeigen (*ichiniten*), bald diese umgestellten Blöcke ihrerseits umklammern (*jōgeten*), um nur die drei wichtigsten der von der Autorin behandelten sechs *kaeriten*-Kategorien zu nennen.

Die Umstellungzeichen und -regeln sind wohl in keinem Lehrwerk zuvor mit einer solchen Gründlichkeit und Vollständigkeit behandelt worden. Lediglich die seltener vorkommenden – und noch weiter und komplizierter ausgreifenden – Lesehilfen, zyklische Zeichen und „Himmel, Erde, Mensch“, erwähnt Brochlos nur cursorisch, ohne sie in die Analysen

mit einzubeziehen. Etliche Fragen, die sonst manchen angehenden Kanbun-Adepten ins Grübeln gebracht haben mochten, wie etwa: „Auf welche(s) Zeichen bezieht sich bei drei *ichiniten* die Ziffer 3?“, finden hier jedenfalls eine erschöpfende Antwort. Lediglich möchte man der Autorin bei ihren sehr ins Detail gehenden Ratschlägen, wie bei der Lesung vorzugehen sei, nicht unbedingt immer folgen (ist es nicht etwas umständlich, zunächst die höheren Zahlen sukzessive nach unten zu verschieben, statt vielmehr direkt zur untersten Zahl zu springen und sich entsprechend der japanischen Wortfolge nach oben vorzuarbeiten?), und wer es gewohnt ist, von konkreten Beispielen auszugehen, mag die hauptsächlich mit schematischen Satzdiagrammen und Zahlenreihen arbeitende Darstellung etwas abstrakt finden.

Von der Ebene der formalen Lektüreunterstützung geht die Autorin in den beiden folgenden Lektionen über zur Behandlung der eigentlichen grammatischen Formen und Umformungen, dargeboten unter ihren funktionalen Aspekten und anhand dessen, was Brochlos summarisch unter dem Begriff „Hilfszeichen“ zusammenfaßt. Hinter dieser Lehnübersetzung des japanischen *joji* (助字, sonst oft auch als 助辞 bezeichnet) verbirgt sich eine Vielzahl unterschiedlicher chinesischer Wortarten wie Pronomina, Präpositionen, Adverbien, Fragepartikeln und Finalpartikeln. Brochlos umgeht (anders als ihre Vorgängerin Inge-Lore Kluge) die Falle, die in dem Konflikt, ja dem Widerspruch zwischen der grammatischen Beschreibung des Chinesischen und derjenigen der japanischen Umformung liegt, indem sie sich nicht mit grammatischer Theorie und Terminologie aufhält, sondern einen sehr konkreten, pragmatischen Weg der Darstellung wählt. Dazu gehört auch ihre Option, solche „Hilfszeichen“ separat unter zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten, die sich auf unterschiedliche Sprachebenen beziehen, darzustellen, nämlich einmal unter formalen, einmal unter funktionalen Aspekten. Unter dem ersten Aspekt finden wir eine Gruppe von Zeichen, deren Gemeinsamkeit in ihrem besonderen Verhalten innerhalb der *kundoku*-Umformung liegt, also Kanbun-extern ist („Hilfszeichen 1“): Zeichen, deren Lesung im Japanischen hinter die Aussage rückt, auf die sie sich beziehen (*hendoku moji*), die in Verbalsuffixe eingeschmolzen und als eigenständige Zeichen zum Verschwinden gebracht werden (*okiji*) oder die sich in zwei separate Lesungen an zwei verschiedenen Stellen des Satzes aufspalten (*saidoku moji*).

Unter dem zweiten Gesichtspunkt erscheinen die „Hilfszeichen“ sortiert nach Kanbun-immanenten grammatischen Funktionen, wie Verneinung, Frage, Vergleich, Annahme, Einschränkung usw. („Hilfszeichen 2“). Dieses Verfahren sorgt im Vergleich zu dem Vorgehen von Komai/Rohlich und Kluge, die weitgehend von Einzelwörtern ausgehen, für eine wesentlich übersichtlichere Bündelung des Stoffes, während die Nachschlage-

funktion, die etwa bei Kluge allein das Inhaltsverzeichnis wahrnimmt (einen vollständigen Wortindex besitzt keines der beiden Werke), bei Brochlos einerseits von zahlreichen Zeichentabellen, die Lesungen und Bedeutungen angeben, andererseits von einem ausführlichen, nach Strichzahl geordneten Glossar der wichtigsten „Hilfszeichen“ (mit Übersetzung bzw. Erläuterung, allerdings ohne Lesung) im Anhang ausgefüllt wird. Auf die vier Lektionen verteilen sich 18 Übungen, die dazu anhalten, jeweils eine Reihe von Einzelsätzen selbständig umzuformen und ins Deutsche zu übersetzen. Zusammenhängende Texte zur Umformung und Übersetzung findet der Leser dagegen lediglich im Anschluß an die genannten Lektionen in Gestalt fünf kurzer Lesestücke. Alle Beispiele sind mit *okurigana* und *kaeriten* ausgezeichnet; Texte ohne Lesehilfen (*hakubun*) werden dem Benutzer nicht zugemutet. Ein Lösungsanhang ermöglicht die eigene Kontrolle der Ergebnisse, ein weiterer Anhang enthält neben den erwähnten Listen von „Hilfszeichen“ Flexionstabellen japanischer Verben und Verbalsuffixe.

Insgesamt überzeugt die Klarheit und systematische Vorgehensweise, mit der die Autorin den Stoff präsentiert, gerade auch im Vergleich mit den meisten Vorgängerwerken (Ähnlichkeit im Aufbau besteht lediglich mit der freilich sehr viel knapper gefaßten Einführung von Tollini). Nicht immer bleibt die Darstellung allerdings auf „reines Kanbun“ beschränkt; das gilt nicht nur für die – japanischen Quellen entstammenden – Lesetexte, sondern zeigt sich beispielsweise auch, wenn auf die honorative Nebenfunktion des Passivzeichens 被 hingewiesen wird, ohne daß der Leser darüber aufgeklärt wird, daß es sich dabei um typisch japanisierendes *hentai kanbun* handelt. Andererseits vermißt man das Eingehen auf das für das klassische Chinesisch so charakteristische Zeichen 所, das nur in seiner passivbildenden Funktion ausführlicher erwähnt wird, darüber hinaus aber lediglich in den Anhängen nicht sehr überzeugend mit „Grund“, „Mittel“, „Methode“ übersetzt (S. 110) bzw. als „das regierende Verb anzeigend“ definiert wird (S. 117) – und das, obwohl es in zahlreichen Beispielsätzen im Buch sehr prominent in seiner Funktion als objektives Relativpronomen („das, was“) erscheint. Der Grund für diese Vernachlässigung ist natürlich darin zu suchen, daß 所, ebenso wie das kaum minder wichtige 以, zu den Zeichen gehört, mit denen das Japanische seiner Struktur nach nichts Rechtes anzufangen weiß und die, mit standardisierten „Lehn-Lesungen“ wie *tokoro* und *motte* versehen, gleichsam das fünfte Rad am *kakikudashibun*-Gefährt bilden. Ganz über sie hinwegzugehen und etwa *Kokoro no hossuru tokoro* mit „Wünsche des Herzens“ zu übersetzen (S. 140) statt grammatisch genauer mit „das, was das Herz wünscht“, scheint mir jedoch zumindest aus didaktischen Gründen nicht angebracht.

In solchen Beispielen, an denen wieder einmal die Inkongruenzen zwischen beiden Sprachsystemen und die daraus resultierenden Probleme bei der Kanbun-Vermittlung deutlich werden, schiebt sich ein Blickwinkel in die Betrachtung, der eigentlich von der Autorin nicht vorgesehen war, von dem aber bei diesem Thema nicht ganz abgesehen werden kann: nämlich der sinologische. Als der Rezensent vor vielen Jahren, nach wenig ereignisreicher Überfahrt, unweit der Yodogawa-Mündung zum ersten Mal japanischen Boden betrat, tat er das noch ohne jede Kenntnis der Landessprache, aber mit der Erinnerung an Ennins Chinareise elfhundert Jahre zuvor, und wie der japanische Mönch in der umgekehrten Situation versuchte er sich in den ersten Tagen und Wochen im Lande vorwiegend mit dem Pinsel beziehungsweise dem Kugelschreiber zu verständigen. Mit gewissem Erfolg, aber erst, nachdem es ihm dämmerte, daß sein modernes Chinesisch ihm nicht weiterhalf und er sich vielmehr des klassischen *wenyanwen*, kurz: des Kanbun bedienen mußte. So wie auf meine Gesprächspartner meine Verständigungsversuche in *baihua* [Umgangssprache] gewirkt haben müssen, so wirken wohl auf den Leser der ersten Lektion von *Kanbun no kiso* diejenigen Seiten, auf denen anhand einiger einfacher „Kanbunsätze“ die Unterschiede zwischen chinesischer und japanischer Syntax exemplifiziert werden sollen. Denn diese Sätze sind vollkommen unverständlich: weder vom Vokabular noch vom Satzbau her ist einer Formulierung wie 我与本彼 (S. 31), versucht man sie als chinesischen Satz zu lesen, irgendein Sinn zu entnehmen. Erst auf den zweiten Blick erkennt man, daß es sich um einen *japanischen* Satz handelt, dessen Kanji-Bestandteile in eine „chinesische“ Syntax gebracht, also in ein fiktives Kanbun rücktransformiert wurden. Leider erlaubt jedoch das Prinzip, daß jeder klassisch-chinesische Satz durch Umformung in einen japanischen Satz verwandelt werden kann, noch nicht den Umkehrschluß, daß sich aus jedem japanischen Satz ein Kanbun-Satz generieren ließe – es sei denn, man wolle der Autorin die bewußte Schaffung eines modernen *hentai kanbun* attestieren.

Was ich damit sagen will: Hier wie eigentlich in allen westlichen Kanbun-Lehrwerken kann man sich eines Gefühls nicht erwehren – dessen einer unendlich weiten Entfernung von allem Chinesischen. Das ist zum Teil beabsichtigt. Jeder Kanbun-Unterricht (und damit jedes Kanbun-Lehrbuch) muß sich über seine Absichten und Zielgruppen im klaren sein. Für Sinologen ist Kanbun eine Hilfswissenschaft der chinesischen Philologie. Das Kanbun-Curriculum japanischer Oberschulen will nicht nur Grammatik, sondern, wie unser Lateinunterricht klassische Bildung, auch Grundkenntnisse der chinesischen Geistes- und Literaturgeschichte vermitteln (Heuser 2000). Auch hiesiger Kanbun-Unterricht für Japanologen könnte zumindest den Nebeneffekt haben, Studierende ohne sinologische

Kenntnisse mit einigen Namen und Texten bekannt zu machen, die immerhin einen prägenden Einfluß auf die japanische Kultur ausgeübt haben. Westliche Kanbun-Lehrbücher lehnen ein solches Ansinnen gewöhnlich emphatisch ab: Komai und Rohlich beispielsweise wollen ausdrücklich kein klassisches Chinesisch vermitteln, sondern im *kundoku*-Stil geschriebenes Japanisch, und verweisen anderweitig Interessierte beinahe ungehalten auf das direkte *wenyanwen*-Studium (Komai 1988: XIII). Brochlos enthält sich solcher programmatischer Äußerungen; ihre Beispielsätze entstammen mehrheitlich chinesischen, ihre Lesetexte, wie gesagt, alle japanischen Quellen; aber die Darstellung geht, das wurde schon angedeutet, eindeutig von der japanischen Sprachmatrix aus.

Doch kein Kanbun-Lehrbuch kommt ganz ohne den Blick auf China aus, und wo es fremd zurückblickt, ist das mitunter ungewollt. Das beginnt bereits bei der grundlegenden Frage nach Ursprung und Bedeutung des Begriffs „Kanbun“, die Brochlos folgendermaßen beantwortet: „Kanbun steht wörtlich für ‚Texte/Schrifttum der Han‘, einem [sic] bedeutenden chinesischen Volksstamm, der die reichseinigende Han-Dynastie ... hervorbrachte, wurde dann aber in der übergreifenden Bedeutung ‚Texte/Schrifttum Chinas‘ verwendet“ (S. 9). Einen solchen dynastiebildenden Volksstamm hat es nie gegeben. Im Diadochenkrieg um die Nachfolge der Qin-Dynastie kam Liu Bang in den Besitz des Feudalstaates Han, der seinen Namen wiederum dem gleichnamigen Fluß (Hanjiang oder Hanshui) verdankt, und übertrug, wie in der chinesischen Geschichte auch sonst üblich, nach dem siegreichen Kampf um die Alleinherrschaft die Bezeichnung seiner territorialen Basis auf das Gesamtreich. Daß die vierhundertjährige Machtstellung der Han-Dynastie bei den Nachbarvölkern dazu führte, daß sich ihr Name mit dem „Chinesischen“ schlechthin verband, belegt nicht nur der japanische Sprachgebrauch, sondern auch die Praxis einer Reihe von Fremddynastien (Qidan, Mongolen, Manjus), unterschiedliche Gruppen der von ihnen unterworfenen Völker, vor allem aber die Chinesen selbst und ihre Kultur mit dem Begriff „Han“ zu bezeichnen. Die der Autorin vermutlich vorschwebende rein ethnische Bedeutung ist dagegen eine Angelegenheit der neuesten Zeit, als es darum ging, die „Han-Nationalität“ als beherrschende Volksgruppe neben den „nationalen Minderheiten“ unter dem gemeinsamen Dach der „chinesischen Nation“ zu postulieren, und zu diesem Zweck die Fremdbezeichnung in eine Selbstbezeichnung der ethnischen Chinesen umfunktioniert wurde. Der japanische Begriff „Kanbun“ kommt übrigens erst zu Beginn der Meiji-Zeit auf.

Nicht nur aus sinologischer Sicht hätte man sich bei den Übungssätzen, unter denen man zahlreichen Wiedergängern aus dem Beispielschatz japanischer Kanbun-Schulbücher begegnet, zumindest selektive Quellen-

angaben gewünscht, jedenfalls dort, wo es sich um wahrhaft geflügelte Worte aus den Klassikern der Philosophie, der Geschichtsschreibung und der Dichtung (Li Bai, Du Fu, Wang Wei) handelt, bei denen man damit rechnen kann, daß sie immer wieder als Zitate in japanischen Texten auftauchen. Darüber hinaus führt das Fehlen des Zusammenhangs bisweilen zu gewissen Schief lagen in den Übersetzungen der Beispielsätze, die Brochlos offenbar bewußt in Kauf nimmt, denn sie schreibt im Vorwort: „Außerdem orientieren sich die Übersetzungen und Erläuterungen direkt an den durch die Sätze vorgegebenen Inhalten und lassen grammatische oder semantische Nuancen außer acht, die sich nur im ursprünglichen größeren Kontext ergeben würden ...“ (S. 8). Das scheint mir doch ein sehr problematisches Verfahren und durch die didaktische Absicht nicht gerechtfertigt. 有朋自遠方來 *Tomo ari enpō yori kitaru* ließe sich theoretisch zwar wirklich mit „Ich habe einen Freund und der kommt [auch] aus der Ferne“ (S. 137). übersetzen. Allerdings handelt es sich hier um eine Phrase aus dem ersten und berühmtesten Abschnitt des *Lunyu*, und daher fällt natürlich sofort auf, daß der Schluß des Satzes (不亦說乎 *mata tanoshikarazu ya*; Rongo 1985: 17) einfach weggelassen wurde. Zieht man ihn in Rechnung, verschiebt sich die Bedeutung nicht unerheblich, wobei das von der Verfasserin ergänzte „auch“ hier ganz fehl am Platz ist und vielmehr in den zweiten Satzteil gehört: „Wenn Freunde aus fernen Gegenden kommen, ist das nicht auch freudebringend?“ 輕舟已過万重山 *Keishō sude ni sugu banchō no yama* übersetzt Brochlos mit: „Ein leichtes Boot hat die Felsschluchten rasch passiert“ bzw. „Ein leichtes Boot fährt schnell durch die vielfach aneinandergereihten Berge“ (S. 133). Von „rasch“ oder „schnell“ ist aber im Text nicht die Rede, sondern von „schon“ oder „bereits“, was allein schon auf die Abhängigkeit von einer vorausgegangenen Aussage hinweist. Die kleinste Einheit im chinesischen Gedicht, und aus einem solchen stammt das Zitat, ist nämlich nicht die Einzelzeile, sondern der Doppelvers, der in seiner Gesamtheit gelesen werden muß. In diesem Fall ergibt sich aus dem genannten Kontext, daß uns der Dichter (es handelt sich um Li Bai und seinen Vierzeiler „Morgens von Baidicheng aufbrechend“ 早發白帝城; Li 1985: 1022) wohl vielmehr sagen wollte: „Noch ist an beiden Ufern das Affengeschrei nicht verhallt, da ist mein leichtes Boot bereits an zehntausend Bergen vorübergeschossen.“

Die durchaus „unjapanische“ *kundoku*-Lesung, die allen in Lektion 1 aufgestellten Syntaxregeln widerspricht und die ursprüngliche Zeichenfolge ohne Umstellung des Prädikats beibehält, wäre übrigens durchaus eines Kommentars wert gewesen. An ihr hätte sich zeigen lassen, daß die Lesung von *kanshi* etwas anderen Konventionen folgt als die von Prosatexten (so wird hier etwa die Zäsur respektiert, die im Sieben-Wort-Vers zwischen das vierte und fünfte Zeichen fällt). Doch eine Erörterung von

Textsorten und der damit zusammenhängenden stilistischen Unterschiede liegt notgedrungen jenseits des Umfangs der vorliegenden Einführung. Daß die einzigen zusammenhängenden Textbeispiele vergleichsweise trockene Annaleneinträge und Aktenstücke aus dem thematischen Umkreis von Brochlos' Arbeit über *Grundherrschaft in Japan* sind (Brochlos 2001), mag man bedauern, stellt aber eine legitime Beschränkung dar angesichts der Tatsache, daß Repräsentativität auf diesem engen Raum ohnehin nicht herzustellen ist. Wer nach der Lektüre des genannten Werkes schon immer wissen wollte, was genau es mit dem Pferd auf sich hatte, das Fujii Shigemoto am 14. 11. des Jahres Kōhei 2 (1059) dem Tōdaiji statt der regulären Pachtabgabe lieferte (Brochlos 2001: 145, 205), findet hier die Quelle im originalen Wortlaut (S. 107).

Bevor der Detailmäkelei endlich ein Ende gesetzt werden soll, hier nur noch zwei marginale Punkte: Den Beispielsatz 蘇秦游說秦王... *So Shin Shin no ō ni yūzeishite* ... etc. übersetzt Brochlos: „Soshin [d.i. So Shin] hielt vor dem Kaiser [d.i. König] von Shin eine Rede ...“ (S. 145; Einfügungen in Klammern von mir). Chinesische Personennamen und Geographica müssen im *kakikudashibun* selbstverständlich japanisch gelesen, sollten in der *Übersetzung* jedoch in ihrer chinesischen Form, also als „Su Qin“ und „König von Qin“, angeführt werden (übrigens bezeichnet *yūzei* nicht einfach „eine Rede halten“¹, sondern die Tätigkeit der von Hof zu Hof ziehenden Politikberater der ausgehenden „Zeit der kämpfenden Staaten“, von denen Meister Su einer der prominentesten war; sinngemäß, wenn auch noch nicht druckreif wäre daher zu paraphrasieren: „Su Qin kam im Laufe seiner Tätigkeit als peripatetischer Strategielehrer an den Hof von Qin und legte dem König seine Theorien dar...“). Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß sich an einigen wenigen Stellen falsche Schriftzeichen in den Text eingeschlichen haben (so S. 24: zweimal 実 statt 美 – der Fluch der Kurzzeichen; übrigens wird die Verteilung von Kurz- und Langzeichen nicht ganz einheitlich gehandhabt; S. 84: zweimal 形 statt 刑; S. 112–113: dreimal 日 statt 曰 – so im Glossar der „Hilfszeichen“; in den darstellenden Kapiteln findet diese wichtige Anzeige der direkten Rede und der mit ihr verbundene typische Sinizismus, sie wie in der ubiquitären *Lunyu*-Formel *shi notamawaku* [Der Meister sprach...] auch im *kakikudashibun* dem Zitat voran- statt nachzustellen, keine Erwähnung).

Doch all das sind Nebensächlichkeiten, die weder Zweck und Anliegen des Werkes wirklich berühren noch seinen Wert als klar und eingängig strukturiertes, praxisbezogenes und eminent nützliches Lehrbuch schmälern, zu dessen Vorteilen auch ein intensives Eingehen auf den konkreten

¹ Brochlos erläutert allerdings richtig: „... in der Regel zu politisch-strategischen Fragen des Staates ...“

Lern- und Verständnisprozeß gehört. Wenn er dem Schüler eine Ecke angebe, war Konfuzius streng genug zu betonen, und dieser ihm nicht von sich aus die anderen drei Ecken nennen könne, wiederhole er den Stoff nicht: *Ichigū o agete kore ni shimeshi, sangū o motte kaerazareba, sunawachi matasezaru nari* (Rongo 1985: S. 92). Brochlos zögert nicht, uns alle vier Ecken zu nennen, und Kanbun-Studierende, -Dozenten und -Autodidakten werden noch lange davon profitieren.

LITERATURVERZEICHNIS

- Brochlos, Astrid (2001): *Grundherrschaft in Japan: Entstehung und Struktur des Minase no shō*. Asien- und Afrika-Studien der Humboldt-Universität zu Berlin, 8. Wiesbaden: Harassowitz.
- Heuser, Robert (2000): Was ist und zu welchem Ende lernen japanische Schüler *kanbun*? Zur Stellung des klassischen Chinesisch an der japanischen Oberschule. In: *Ad Seres et Tungusos: Festschrift für Martin Gimm zu seinem 65. Geburtstag am 25. Mai 1995*. Opera sinologica, 11. Wiesbaden: Harassowitz, S. 191–199.
- Komai, Akira und Thomas H. Rohlich (1988): *An Introduction to Japanese kanbun*. Nagoya: University of Nagoya Press.
- Kluge, Inge-Lore (1997): *Kanbun: ein Lehr- und Übungsbuch*. Europäische Hochschulschriften: Reihe 27, Asiatische und Afrikanische Studien, 62. Frankfurt am Main: Lang.
- Li, Bai (1985): *Li Taibai quanji*. 3 Bde. Beijing: Zhonghua Shuju (1. Aufl. 1977).
- Robert, Jean-Noël (1985): *Lectures élémentaires en style sino-japonais (kanbun)*. Paris: Université Paris 7.
- Rongo (1985). Übers. und erl. von Kanaya Osamu. Tōkyō: Iwanami Shoten (1. Aufl. 1963).
- Tollini, Aldo (2000): *Introduzione al kanbun kundoku*. <http://venus.unive.it/dsao/webpages/docs/corsi/giapponese/Kanbun.pdf> (gefunden 21/07/2004).